



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Rembrandt als Erzieher

Langbehn, Julius

Leipzig, 1890

Goethe und Kotzebue

urn:nbn:de:hbz:466:1-8943

in mehr als einem Sinne, spekulativen Forscher feindlich gegenüber. Als in den Theeegesellschaften Friedrich Wilhelms IV ein Bismarck sich über A. von Humboldt moquirte, moquirte sich die volksthümlische deutsche Bildung über die gelehrte Berliner Bildung; jene hat zwar zunächst nur auf dem Gebiete der Politik Recht behalten; aber sie wird sich auch noch andere Gebiete zu erobern wissen. Noch jetzt kann man von einer spezifisch Berliner Bildung reden. Es ist eine Bildung auf rein wissenschaftlicher oder noch genauer gesagt: auf rein verstandesmäßiger Basis; darin liegt ihre scheinbare Stärke sowie ihre wirkliche Schwäche. Es ist eine Bildung, in der Empfindung keinen Platz hat; in der das Herz verstummt; und die folglich nie volksthümlisch sein kann. Sentimental und gelegentlich fanatisch — bildungsfanatisch — kann sie freilich sein. Auch war sie einmal geistreich; nämlich zu den Zeiten Rahel's; doch ist das heutige Berlin nicht entfernt so geistreich oder geistvoll wie das frühere; es weiß mehr und denkt weniger; fast möchte man sagen täglich weniger. Es ist jüdisch gefärbt — im schlechten Sinne. Rahel war voll Seele, die heutigen Berliner Juden sind seelenlos; sie verleugnen wie ihre alten Propheten so diese neue Prophetin; sie dienen dem Gözen der „modernen Bildung“. Auf sonstige Bevölkerungskreise der Reichshauptstadt ging und geht viel davon über. Wenn Bescheidenheit klug macht, was richtig scheint, so läßt sich dieser ganze Wechsel auch geschichtlich begründen; wie Nicolai auf Friedrich den Großen ist Rahel auf Jena gefolgt; die deutschen Siege von 1870 scheinen wieder umgekehrt gewirkt zu haben. Berlin sollte dies bedenken. Berliner Größen, die einst in Deutschland eine wichtige Rolle spielten und die jetzt nach ihrem sehr beschränkten Werthe zutreffend taxirt werden: so Gutzkow in der Literatur und Lascker in der Politik, könnten hier als warnende Beispiele dienen. Beide führten einmal auf ihrem Gebiet das große Wort; und beide sind im Grunde nur triviale Persönlichkeiten; für „eminent“ hält man sie jetzt nicht einmal mehr in Berlin. Es giebt Fälle, in denen die deutsche Bildung und die Berliner Bildung sich sehr entschieden von einander abheben: „Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat“ sagt Goethe und „wer wird heute noch Sterne lesen?“ schreibt Julian Schmidt. Das „je“ und das „heute“ widersprechen sich eben zuweilen; und hier recht stark. Berlin ist die Stadt der Intelligenz, wie Rom die Stadt der Frömmigkeit ist; man sucht sie dort, aber man findet sie dort nicht immer.

Ein todtes Wissen, verbunden mit einer nur auf Tagesereignisse und Tagesinteressen gerichteten Gesinnung, führt sicher zur Trivialität, zu dem Erbtheil Nicolai's. Den Magneten und Magnaten der heutigen deutschen schönen Literatur, welche vorwiegend in Berlin domiciliren, klebt durchweg etwas von diesem trivialen Geiste an. Das Ueberwuchern der Romanliteratur in dem Deutschland der letzten zwanzig Jahre ist nicht nur zufällig von dem Verschwinden einer wahrhaft bedeutenden poetischen Pro-

Goethe und
Kogebue.

duktion, im engen und strengen Sinne dieses Wortes, begleitet gewesen. Eine schöne Literatur, die vorwiegend für das „schöne“ Geschlecht geschrieben wird, hat sich selbst gerichtet; sie verlernt, männliche Töne anzuschlagen und wird damit unproduktiv. Es ist nicht gut, daß die zierliche und innerlich marklose Erscheinung eines Paul Heyse auf dem deutschen Parnas als Größe ersten Ranges gilt; und es ist noch schlimmer, daß sie mit Recht dafür gilt; Porzellan ist nicht Marmor. Und der große „Berliner Roman“ läßt bekanntlich noch auf sich warten. In der Literatur giebt es eigentlich nur zwei Genres: Goethe und Kogebue; die jetzige deutsche Bühnendichtung, ebenfalls von Berlin beherrscht, huldigt durchaus dem Genre Kogebue und Raupach; und was dieses gegenüber dem Genre Goethe bedeutet, weiß man. Daß Kogebue technisch von den jetzigen Bühnengrößen übertroffen wird, macht die Sache nicht besser; es kommt auf den prinzipiellen Unterschied an; und dieser zieht sich gleichmäßig durch die heutige triviale wie die einstige klassische deutsche Literaturperiode. Berlin vertritt, jetzt wie damals, den Geist der Trivialität; und das ist nicht gut. Schon Boerne hat sich in köstlicher Weise über die noch jetzt gangbare Gewohnheit der gebildeten Berliner lustig gemacht: geistige oder sonstige Tagesfragen durch gewisse Schlagworte abzuthun, die dann jeder von ihnen dem andern nachspricht; und ganz kürzlich gab man in einer großen deutschen Zeitung den inferioren Standpunkt der heutigen Berliner Literatur und ihres Publikums zu, fügte aber naiverweise zur Entschuldigung bei: daß „in einer so großen Stadt der Einzelne keine Zeit habe, sich ein eigenes Urtheil über geistige Dinge zu bilden“. Das mag sein; aber dann muß man sich eben eines Urtheils enthalten; und am allerwenigsten darf man, unter solchen Verhältnissen, Anderen das Urtheil vorschreiben wollen. In Wien herrscht noch heute durchweg ein feineres Geistesleben als in Berlin; der Professor gilt dort nicht soviel wie hier; aber der Künstler desto mehr. Ein Brahms ist in Berlin dauernd so wenig denkbar wie ein Mozart; der lebende Hebbel würde in Berlin genau so verkehmt gewesen sein wie der lebende Cornelius; und ein Burgtheater ist dort nicht zu denken. Kunst kann nur gedeihen, wo Temperament gedeiht; letzteres fehlt in den gebildeten Kreisen der deutschen Hauptstadt; sie verstehen weder zu lachen noch zu weinen. Dazu kommt ein Anderes. Berlin wird, soweit geistige Dinge in Betracht kommen, nunmehr im übrigen Deutschland eifrig nachgeahmt; und eine solche Art von Geisteshegemonie kann sehr schlimme Folgen haben. Gesunde sowie fern von Berlin lebende Persönlichkeiten, es darf nur an die bereits oben erwähnten Keller und Storm erinnert werden, entziehen sich ihr zwar; sie stehen auf eigenen Füßen; aber es ist kein gutes Zeichen, wenn diese Früchte nur in den entlegensten Winkeln des deutschen Reiches wachsen. Kommt das Echte eines Staats- oder Volkslebens an seine Peripherie, das Uechte aber ins Zentrum zu liegen, so wird das Ganze hohl.